

Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Band: 37 (1985)
Heft: 3

Rubrik: TV-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Noch nicht ganz, doch in Sondersendungen, wie etwa über die US-Präsidentenwahlen zeigte das österreichische Fernsehen, wie (zukünftige) politische Berichterstattung aus dem Newsroom auch aussehen kann. Schon in der Vorankündigung des Pressedienstes war da zu lesen: «Dass auch der politische Teil der Sondersendung nicht allzu trocken wird, dafür soll die neue Elektronik aus dem Newsroom sorgen.» Da arbeitete die Paintbox «sprödes Zahlenmaterial optisch optimal auf», da wurden Kameras von der Wahlparty im Wiener Hotel Hilton via Newsroom-Regietisch direkt zugeschaltet und der «US-Fachmann aus der Sparte Unterhaltung hatte dann das Sagen, wenn sich politisch gerade nichts tat und die Spannung sank.»

Nachrichten, so scheint sich der ORF zu denken, müssen, wenn sich die Bilder von den Kriegsschauplätzen und Gipfelkonferenzen derart ähneln, wenigstens in der Form fesseln.

PS.

Nachrichten sind zuerst einmal genau so interessant wie ihr Inhalt. Ein Bericht über das Wachsen des Bartes von Ex-Bundeskanzler Bruno Kreisky oder die Liebe zu Wien von New York's Bürgermeister Ed Koch werden, noch so aufgemotzt, nie zu mehr als Lückenbüßern. Eine Giftgaskatastrophe oder Auseinandersetzungen in den Donauauen sind schon bei minimalsten journalistischen Leistungen Nachrichten, die völlig unabhängig vom Newsroom-tamtam ganz einfach zu «fesseln» vermögen. ■

TV-kritisch

Ziischtigsclub

Marc Valance

Debattierklub oder Kaffee- kränzchen?

Der «Ziischtigsclub» ist eine neue Sendung des Fernsehens DRS. Seit Beginn dieses Jahres diskutieren jeweils am Dienstagabend fünf bis acht geladene Gäste über ein aktuelles schweizerisches oder internationales Thema. Der Bereich soll weit gespannt werden: von Kunst, Kultur über Politik zum Menschlich-Allzumenschlichen. André Picard und Peter Schellenberg, die Redaktoren, moderieren nur gelegentlich. Gesprächsleiter, «Gastgeber», sollen zehn Persönlichkeiten aus Kultur, Wissenschaft und Politik sein (Namen wurden noch keine verraten), die ihr Gesprächsthema und die Diskussionsteilnehmer selbst vorschlagen.

Dreimal «Ziischtigsclub» – drei ganz verschiedene Eindrücke. Zuerst, anlässlich der Premiere, zum Thema «*No future – neue Lebensperspektive?*» eine engagierte Diskussion über Bedeutung, Bewertung des Phänomens Waldsterben. Kulturpessimismus, das offene Eingeständnis des kulturellen und gesellschaftlichen Scheiterns versus den positivistischen Glauben, mit den Mitteln der Technik werde man wieder gutmachen können, was der technische Fortschritt an Schaden ange richtet hat. Vertreter der Medien (Jürg Tobler, Thomas Held), Persönlichkeiten aus Kultur und Wirtschaft (Adolf Muschg und Walter Hess) und ein Exponent der Wissenschaft (Prof. Wittmann) diskutierten über das mögliche Ende der Zivilisation. Sie waren sich nicht einig, versteht sich. Auf den Fauteuils des Fernsehstudios in Seebach wiederholte sich also, was politischer und gesellschaftlicher Alltag ist: Die Experten (oder die, welche man in diese Rolle schiebt) sind im Dissens. Ihr Gespräch – und das ist das schlimme – ist aber nicht Diskussion (Verhandlung), sondern Debatte (Aussprache). Aussprache: Man gibt Statements ab. Man liefert auf Argumente immer eine Gegenargumentation. Man ist in jeder Lage zur Gegenargumentation fähig. Verhandeln – das tut man nicht. Es ist nicht vorgesehen, dass jemand den Standpunkt ändert. Es geht nicht um Konsens, es geht darum, sich durchzusetzen. Überzeugen ist weniger gefragt als Besiegen. Recht hat, wer in der Debatte nicht aufgibt.

Als Zuschauer fühlte ich mich sofort angesprochen: Da lief etwas. Mein Favorit war Adolf Muschg. Er vertrat (in etwa) meine Ansicht. Ich drückte ihm den Daumen, wenn er zu einer Argumentation ansetzte. Ich klatschte mir begeistert aufs

Knie, wenn er seine rhetorisch brillanten, intelligenten Pointen setzte. Päng! Das hat gegessen, das war elegant, was für ein Dribbling. Muschg, das war meine Mannschaft. Wenn er selber Tore kassierte (es kam sehr selten vor), oder wenn er ohne Eleganz spielte (das kann er fast nicht), ärgerte ich mich, hatte ich Lust, durch die Finger zu pfeifen. Dann war der Match zu Ende, und alles war beim alten. Nicht, dass ich erwartet hätte, die Diskussion würde die Welt verändern. Sie hat mir aber – und das ist wenig – bloss das alte gesellschaftliche Patt vorgeführt. Die starren Positionen. Jeder hat Recht. Man ist bereit zu reden. Zuhören? Ja, damit man widersprechen kann. Man könnte darüber diskutieren, wer gesiegt hat nach Punkten. Am Fernsehen werden gesellschaftliche Realitäten (der nicht geführte und nicht führbare Dialog) zum Spektakel, zur Sportveranstaltung. Hopp Muschg! Die Situation ist zynisch, denn immerhin (ob man die Nase von dem Thema nun voll hat oder nicht) stirbt der Wald.

Am Dienstag darauf dann ein Gespräch über «*Lesen – mehr Mut zum Buch*». Laure Wyss, Journalistin und Schriftstellerin, hatte sieben Gäste eingeladen. Sie bekannten sich alle als süchtige Leser. Sie priesen alle das Lesen als phantasieanregend, bereichernd und beriefen sich auf Bichsel: dass sie die Gefährlichen seien im Lande, nicht die Autoren. Trotz introvertiertem Hobby. Im grossen ganzen herrschte Konsens. Kein Streitgespräch. Das Kontroverse, das Brisante wurden vermieden. Lesen als Sucht zum Beispiel, als Flucht aus der Wirklichkeit – es wurde ange-tippt, mehr nicht. Gute Lektüre, schlechte Lektüre: Man war sich einig, dass Schundhefte lesen schlechtes Lesen sei. Und Kon-salik, zum Beispiel? Überhaupt:



Wer las da was? Und warum? Man erfuhr wenig darüber. Geplaudert wurde eher über die Randbedingungen des Lesens als über das Lesen selbst. An Faszination wurde wenig spürbar. A propos Plaudern: Wenn es unterhaltend sein soll, muss es von Witz und Eloquenz getragen sein. Doch nur gerade zwei, vielleicht drei der geladenen Gäste (Paul Parin darunter) waren zur «causerie» fähig, zur geistreichen Anekdote, zur intellektuellen Pointe. Die andern waren ratlos, versuchten gar die Gesprächsführung an sich zu reissen, um dem Thema doch irgendwie jenen Tiefgang zu geben, der allein eine Fernsehsendung rechtfertigt. Am Ende hing am Lesen der Geruch des Eigenbrötlerischen. Die soziale Funktion des Lesens (sie wurde beiläufig erwähnt) kam gerade nicht zum Tragen: kein Austausch über das Erlebnis Lesen,

kein Gespräch über Inhalte und Botschaften von Texten. Einsame Leser. Lesen als ein Akt der Introversion. Mehr Mut, die Bücher wegzulegen also?

Die dritte Gesprächsrunde bemühte sich ums Abenteuer. Thema: «*Abenteuer – neuer Ausweg nach innen?*» Zuerst lange Diskussion über Begriffe und Definitionen. Weder der Höhenbergsteiger Marcel Rüedi (er hat nach Reinold Messner am meisten Achttausender bestiegen) noch die Ex-Skirennfahrerin Marie-Theres Nadig wollten Abenteuerer sein (begrifflich), und ihr Tun bezeichneten sie lieber als kalkuliertes Risiko. Was das Risiko denn sei, das sie einkalkulierten, wurde kaum besprochen. Sich die Finger zu erfrieren oder sich das Rückgrat zu brechen sind offenbar nicht mehr bedenklich, wenn man einmal damit rechnet. Das Abenteuer sei die tem-

poräre Freiheit, die man sich verdienen durch Anpassung im Alltag. Das Abenteuer also als Freizeitbeschäftigung, das käufliche Abenteuer, Nervenkitzel der Reichen dieser Welt, der Versicherten? Aber da sass doch Marcel Bertschi unter den Gästen, der Zürcher Staatsanwalt. Anzunehmen, dass er über Abenteuer zu berichten wüsste, die nicht zu kaufen, sondern Folge der Käuflichkeit aller Werte und Güter sind. Pierre Passett, der Psychoanalytiker in der Gesprächsrunde, brachte das Thema aufs Tapet, provokativ. Doch Bertschi stieg nicht darauf ein, schliesslich war er als Hochsee-Segler gekommen, nicht als Staatsanwalt.

Der Sport war also aus dem Spiel, und jetzt auch die Gesellschaft und die Politik. blieb das Individuelle, das Abenteuer als innere verändernde Kraft. Das Abenteuer verändere ihn nicht, meinte Marcel Rüedi. Er komme so zurück, wie er gegangen sei. Er habe keinen Grund, sich zu ändern. Aber jetzt setzte man ihm zu, man verändere sich doch ständig, Veränderung sei doch das Leben, was sich nicht ändere, sei tot. Hier geschah das Unerwartete, dass ein Anlauf nicht im Fassadenhaften, Unverbindlichen stecken blieb. Ja, natürlich, sagte Rüedi, er sei froh, dass man das sage. Er habe Torschlusspanik, furchtbar Torschlusspanik, das sei der Grund, warum er sich nicht ändern wolle, er habe zu vieles noch nicht gesehen und noch nicht getan.

Es lag an den Themen, an den Teilnehmern, nicht zuletzt aber an den Moderatoren («Gastgebern»), dass die drei Abende so unterschiedlich ausfielen. Peter Schellenberg, am ersten Abend, intervenierte selten, überliess das Feld bald den Debattierern, vertraute auf die kontroversen Energien, die in-

tellektuelle und verbale «Rauflust» der Teilnehmer. Sie enttäuschten ihn nicht, sie lieferten guten Sport. Die einzige anwesende Dame, die die Spielregeln unterlief, indem sie allzu penetrant auf ihnen beharrte (sie kämpfte gnadenlos ums Wort), setzten die Teilnehmer mit vereinten Kräften schachmatt, in dieser Sache bei aller Gegnerschaft eine einige Schar von Brüdern. Laure Wyss, die erste Gastgeberin, überliess eine nicht gerade inspirierte Gruppe einem nicht eben inspirierenden Thema. Sie trug kaum etwas zum Gespräch bei, hielt sich – aus Unsicherheit? mangels Erfahrung? – allzustark zurück. Das Thema versandete. André Picard dagegen führte, strukturierte und insistierte wenigstens auf einigen Ansätzen. Mühsam war es, zeitweise langweilig. Aber Picard überwand (kräftig assistiert von dem Psychoanalytiker Pierre Passett) Abwehr. An diesem dritten «Ziischtingsclub» wurde – sichtbar – etwas in Bewegung gebracht.

Es fragt sich, ob das Moderations-Konzept der Redaktion (die zehn Gastgeber sind «Amateur»-Moderatoren) den Anforderungen der Sendung genügt, der überschliessenden Debattierlust und dem Hang zur Abwehr, zum Rückzug in Unverbindlichkeiten und Plattitüden. Debattierclub für Leute, die eh schon wissen, wie der Hase läuft, oder Kaffeekränzchen für den Hobbyverein: beides als Folge von mangelhafter Gesprächsführung. Man wünschte sich eher eine Sendung, die Aha-Erlebnisse vermittelt, die auch einmal überrascht.

Man werde die Frage der Moderation überdenken, hiess es bei der Redaktion, wenn alle zehn Gastgeber an der Reihe gewesen seien. Überlegen will man sich auch die Auswahl der Gäste: ob man künftig nicht (wie in der Abenteuer-Runde mit

Pierre Passett) einen eher ausserstehenden, vom Thema nicht so direkt betroffenen Gast einladen möchte, der kommentierend und provozierend Schwung in die Sache bringt.

Das Vorbild des «Ziischtingsclubs», der «Club 2» des ORF, ist seit 1976 schon weit über 500 mal über den Bildschirm geflimmert und hat sich als die erfolgreichste Talkshow im deutschsprachigen Raum etabliert. Der Erfolg ergab sich aus der grossen Zahl: Die Highlights überstrahlten das Langweilige. Was aus dem «Ziischtingsclub» wird, dürfte deshalb von der Ausdauer des Publikums, der Redaktion sowie der Programmleitung abhängen, ein paar Flops zu verdauen. Von der Standfestigkeit gegenüber Skandalen (beim «Club 2» gab es eine ganze Reihe davon) wagt man jetzt, nach drei Ausstrahlungen, noch nicht zu sprechen. Solche Highlights sind – betrachtet man den vorsichtigen Start und die Gästelisten des «Ziischtingsclubs» – wohl noch weit von uns entfernt. ■